

STIL-FOUL

Das innere Glitzern

Flair kann man nicht kaufen

VON MARCUS ARMAND

Warum ist Max Herre auch im labbrigsten Sweatshirt noch vollkommen funky, während Kevin Müller mit seinem schicken neuen und vor allem sauteuren Szene-Outfit letztlich doch nur als optisch aufpolierter Spießier an der Bushaltestelle herumlungert? Die Sache ist klar – Flair kann man eben nicht kaufen. Man muss es entwickeln. Aus den Tiefen der Seele heraus. Das ist letztlich auch das Wesen des Funk: Sein statt Schein. Okay, das sieht angesichts der freudvoll-opulenten Kleidung vieler Protagonisten mitunter auf den ersten Blick anders aus. Doch das verleiht schnell zu einem Irrtum: Man bekommt den Eindruck, jeder könne sich mit den passenden Accessoires das nötige Flair verschaffen. Das Gegenteil ist jedoch richtig!

Nun ist es ja ansich nicht schlimm, wenn man „nur“ Konsum ist und, statt selbst die Welt mit den Funken der eigenen Kreativität zu bereichern, sich nur am Funkeln anderer erfreut. Zum Beispiel an dem von Max Herre. Peinlich wird es nur, wenn man sein Konsumententum zu verbergen und sich optisch zum Macher aufschwingen will. Dann erwischt es einen eiskalt: Jeder sieht es nämlich auf den allerersten Blick, und das macht den kostümierten Szenegänger zum beispiellosen Kasper. Mag sein, dass man dann sogar den Zorn der authentischen Gemeinde auf sich zieht – weil man den Kern ihrer Leidenschaft als eine Art Weihnachtsbaumbehäng missbraucht und dem Anliegen damit die Würde raubt.

Der Unterschied mag fein sein, aber er ist entscheidend: Wer Glitzersteine dick aufträgt, um auch außen zu zeigen wie es in ihm glitzert, der ist wirklich funky. Wer sich die Glasklunker aber nur umbammelt, damit überhaupt was an ihm glitzert, der ist ein Spießier.



Leser-Look (35): Yvonne Schröder

Abtanzen gehört für die 27-jährige Chemnitzerin Yvonne Schröder am Wochenende zum Pflichtprogramm: Ab liebsten zu Rave-Sounds. Aber auch für eine gepflegte Black-Music-Party ist die Bürokauffrau immer zu haben. Sie findet allerdings nicht, dass man sich dazu mächtig aufstylen sollte – sexy sollte das Outfit sein, aber auch nicht zu aufwendig: „Ich habe keine Lust, zwei Stunden vor dem Spiegel zu stehen, wenn man dann eh völlig verschwitzt“, sagt sie. Ihr Oberteil hat sie beim Bummeln in einer Boutique entdeckt, ebenso wie das Armband. Nur das Kreuz am Hals ist ihr enorm wichtig – ihr Freund hat es aus London mitgebracht. –FOTO: PATRICK LUX

So ist es funky!

Wie ein afroamerikanischer Groove* unser europäisches Lebensgefühl freudvoll aufmischt

VON SEBASTIAN STEGER

Ob ein Song im Radio, ein blankgewaschener Sportwagen oder vielleicht der neueste Look der besten Freundin – „funky“ kann so ziemlich alles sein. Was man damit letztendlich meint, kann man mit Worten kaum beschreiben. Selbst die neueste Auflage des Dudens drückt sich um eine Definition. Es bleibt nur ein vages Bauchgefühl, was funky ist oder sein kann – und damit liegt man meistens goldrichtig!

Der Funk ist nicht erklärbar. Nur erahnen, erspüren kann man ihn. „If it makes you shake your rump, it's the funk“ – Funk ist es nur, wenn es in die Hüften geht, sagten einst die schwarzen Protagonisten des Genres. Schon in den 60er Jahren fehlten die passenden Attribute für die neuartige Musik, welche aus Jazz, Soul, Rock und Rhythm & Blues entstand. Vielleicht hat es ja etwas mit der „Lücke“ in der Musik zu tun: Die Synkope, eine rhythmische Verschiebung ist wichtigstes Element in der Spielweise einer Funk-Band. Das Schlagzeug, welches komplexe und treibende Beats knüpelt, die Bassgitarre, die im Funk vergleichsweise große musikalische Freiheiten genießt, die Rhythmusgitarre und die knackig-pointierten Bläsersätze – sie alle spielen leicht versetzt zueinander und erzeugen so den treibenden Kick, der sofort ins Bein geht. Es ist das gekonnte Spiel mit der Erwartung, das Ungehörte in der rhythmischen Variation, was den Reiz dieser Musik ausmacht.

Man kann den Funk also nicht mal hören? Nun ja, fühlen muss man ihn eben, und zwar am besten im Tanz. Ursprünglich wurde er benannt nach dem französischen Wort „fume“, das sich, verfremdet durch die Pidgin-Sprachen der Einwanderer, als Vulgärausdruck in den afroamerikanischen Wortschatz eingeschlichen hatte und nichts anderes bedeutet als den Geruch, der beim Geschlechtsverkehr entsteht. Das passt perfekt in die Ära der sexuellen Befreiung und ist vielleicht der kleinste gemeinsame Nenner aller Beschreibungsversuche: Funk ist körperbetont, sexy, schmutzig und schweißtreibend. James Brown, Gott habe ihn selig, wusste das nur allzu gut. Fünf Liter Flüssigkeit soll er pro Auftritt verloren haben, während er seine Hits „Like a Sexmachine“ und „Papa's Got a Brand New Bag“ ins Mikro schmetterte. Mit ihm starb 2006 nicht nur der „am härtesten arbeitende Mann im Showbusiness“, sondern auch eine schillernde Ikone der Schwarzenbewegung. Die Funk-Musiker verliehen ihren schwarzen Brüdern im Volk stets eine ordentliche Portion Selbstvertrauen. Das Aufbegehren der afroamerikanischen Seele ist in jeder Note hörbar und bisweilen auch in den

Texten des „Godfathers“: „Say it loud – I'm black and I'm proud“ („Sag es laut – ich bin schwarz und stolz darauf“).

Auch optisch gab sich Brown mit seinen bunten Anzügen extrovertiert und legte den Grundstein für eine schrille Partykultur. Die Afro-Frisur gehört genauso dazu wie die berühmte Sternenform der Sonnenbrille, wie sie Boots Collins (siehe Foto!) trug. Die Band Parliament führte den überkitschten Stil ad absurdum: Sie erfanden in ihren aberwitzig gestalteten Kostümen eine selbstironische, absurde Weltraum-Mythologie, die sie auf der Bühne zelebrierten. Von ihrem Mutterschiff aus wollten sie die Welt endgültig flächendeckend „funkifizieren“. In fast tragischer Weise ist ihnen das auch gelungen.

gen: Wie jede junge, energiegeladene Kultur wurde auch der Funk von der Musikindustrie schnell ausverkauft. Disco, die kommerzialisierte und totproduzierte kleine Schwester des

Funks, überrollte den Erdball, und plötzlich galt als funky, was nur noch dröge vor sich hin stampfte. Doch auch wenn Begierde, Schutz und Spirit schnell verwässert wur-

den: Der Funk ist noch heute in beinahe jedem Poptitel zu finden. Wie und wo genau, bleibt schwer zu sagen. Man muss nur einmal genau hinhören...



–FOTO: STEFAN MENNE/T&T

STICHWORT

*Groove

Klänge kann man mit Worten kaum beschreiben. Schon die einfachsten dazu genutzten Grundbegriffe wie „warm“ oder „kalt“, „hart“ oder „weich“ haben eigentlich mit Musik nichts zu tun. Mitunter erfindet man also für komplexe Phänomene Begriffe wie Groove. Definieren kann man diese nicht – man muss sie spüren. Ein Groove ist im weitesten Sinn eine rhythmische Figur, aber nicht zwingend eine perkussive. Auch ein Basslauf kann höllisch grooven! Dabei geht es aber um viel mehr als reine Mechanik: Groove überträgt sich infektiös auf den Hörer. Musik groovt, wenn sie in die Beine geht und das Rückenmark hochkriecht. Wenn nicht nur zwangsläufig der Fuß mitwippt, sondern man das Gefühl bekommt, süchtig zu sein nach diesen Hurra-Atomen, die der Groove im Kleinhirn freisetzt. Wenn sich Wellen im Körper ausbreiten, die man mitunter durchaus mit einer Art kleinem Orgasmus gleichsetzen kann... (tim)

BUCHTIPP

Von Moonwalk bis Jamiroquai

Einen profunden Überblick zum Funk und seiner Geschichte liefert das Buch „What the Funk“ von Gino Faglioni. Bereits die Anspielung des Titels an einen obszönen Slang-Ausruf macht klar: Hier geht es um einen ebenso lockeren wie tiefgründigen Blick in die Kultur dieser Musik. Am Anfang steht eine theoretische Betrachtung des Funks und dessen musikalischen Strukturen, welche plastisch und auch für „taktlose“ Menschen verständlich dargestellt sind. Weiter geht's mit den typischen Vertretern der Musik, angefangen beim „Godfather“ über Prince bis hin zu Jamiroquai. Die kurzweiligen Texte werden mit eleganten Vektor-Grafiken im Flair der funky Jahrzehnte 1970 und 1980 sehr cool illustriert. So hübsch diese Optik auch daherkommt: Es ist klar, dass wohl nur ein Tanzlehrer die komplexen Dance-Moves des Funks (Robot, Moonwalk, ...) sinnvoll vermitteln kann, nicht jedoch die verwirrenden Schritt-für-Schritt-Abfolgen in Turnschuh-Asthetik zum Schluss des Werkes. Doch richtigerweise fügt Faglioni hinzu: „Wenn man so tanzt, als ob einem niemand zusieht, dann kann eigentlich nichts schiefgehen, und der Funk macht seine Arbeit.“ Einen guten Job erledigt auch das Buch: Nach der Lektüre dürfte die Funk-Lust wohl bei jedem Leser geweckt sein. (sest)

Gino Faglioni: „What the Funk: Eine Einführung in funky Music“, Verlag Büro 9, 152 Seiten broschiert, 29,90 Euro, ISBN: 978-3000237584

Das Samstag-Nacht-Fieber

Kaum etwas hat die gesamte moderne Tanztempel-Musik mehr geprägt als der Funk

VON SEBASTIAN STEGER

Beim Anblick einer glitzernden Diskokugel könnte man vermuten, der Funk stamme von dem Wort Funken ab. Hierbei handelt es sich zwar um einen deutschbackenen Irrtum, aber dennoch: Beinahe alles, was heute als moderne Tanzmusik gilt, hat den Funk ganz tief eingeatmet. Ohne ihn würde die aktuelle Popmusik anders klingen: Sie hätte weniger Seele, wäre matter und kraftloser. Unfunky eben.

Doch bis es soweit war, durchlebte der Funk selbst einige Metamorphosen. Heute spricht man von abenteuerlichen Begriffen wie „Naked Funk“, „Black Noise“ oder „Psychedelic Funk“, um die vielfältigen Verzweigungen des Genres zu umreißen. Die gelegentlichen Jazz-Ausflüge des Funks sind vielleicht noch am leichtesten zu erklären, da Instrumentierung und Arrangements stark an seine Herkunft erinnern. Doch selbst der Rock, der in den 60er und 70er Jahren als weiße Paral-

lelwelt zum schwarzen Soul galt, ließ sich vom Funk-Fieber anstecken. Jimi Hendrix ist hierfür der beste Beweis: Er etablierte den Wah-Wah-Effekt in der Welt harter Gitarren – entdeckte hat er ihn im Funk, wo er dem Saiteninstrument die typisch vokalartigen, „sprechende“ Klänge entlockt.

Das „Saturday Night Fever“ wäre gänzlich undenkbar, hätten sich die Interpreten der Disco-Musik in den 70er Jahre nicht an den bewegten Bassläufen, Wah-Wah-Gitarren und blechlastigen Elementen der Funk-Ära bedient. Spätestens mit Gruppen wie ABBA oder dem Münchner Erfolgsproduzenten Giorgio Moroder wurde auch die Diskussion um die Hautfarbe lauter: „Black roots, white fruits“ (schwarze Wurzeln, weiße Früchte) war der Vorwurf, den sich die weißen, kommerziellen Ausschlächter des Funks gefallen lassen mussten, da sie die Musik mit massenmarktauglichen Pop-Melodien versahen. Und noch heute regieren die „funkifizierten“ Musiksti-

le die Tanztempel dieser Welt. Das Sampling, eine elektronische Technik zur Klangverarbeitung, machte in den 80er Jahren Stile wie Hip Hop oder House möglich, indem man kurze Versatzstücke ausschnitt und für eigene Arrangements nutzte. Der erste weltweit erfolgreiche Rap-Song „Rappers Delight“ der Sugarhill Gang nutzte ein Zitat der Disco-Funk-Band Chic, ebenso arbeiteten die ersten House-Produzenten in Chicago vor allem mit „recycelten“ Funk-Elementen und deren typischen Rhythmen. Der „Funky Drummer“, ein Schlagzeugsolo des James-Brown-Schlagzeugers Clyde Stubblefield, ist eines der häufigsten Samples der Musikgeschichte und findet bis heute in zahllosen Dance-Titeln Verwendung. Künstler wie Armand van Helden oder die französische House-Gruppe Daft Punk machten den „Funky House“ weltberühmt: „One More Time“ oder „My My My“ dürften jedem Nachtschwärmer nicht nur einmal begegnet sein...



Egal ob Hip-Hop, Techno, House oder Disco: Der Funk hat den rammelnden, stetig wiederholten Basslauf in die Musik gebracht! Die Brüder Dennis und Andre Grund (von links) aus Schneeberg lieben die lauten, tiefen Töne so sehr, dass sie den Opel Corsa von André klanglich aufgemotzt haben: Die gewaltige Endstufe im Kofferraum bringt 1200 Watt Sinusleistung und erzeugt einen Schalldruck von bis zu 127 Dezibel. –FOTO: MARCUS RICHTER